

Riskante Identitätsarbeit? Zur Herstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit in jugendkulturellem Rauschtrinken

John Litau und Barbara Stauber

Abstract

Die Kontexte und Praktiken des Rauschtrinkens bieten Jugendlichen Möglichkeiten, einige der Anforderungen in den Übergängen zum Erwachsensein zu bewältigen und geschlechterbezogene Identitäten zu entwickeln. Auf der Grundlage von eigenem empirischen Material diskutiert der Beitrag hieran anknüpfende Fragen einer gendertheoretisch sensiblen Jugendkulturforschung: (a) Rauschtrinken als Möglichkeit für Inszenierung von Geschlecht, (b) damit verbundene (Re-)Produktion von Heteronormativität im Rahmen des Rauschtrinkens und (c) die Verschränkung der beiden Aspekte in verschiedenen Funktionen des Alkoholkonsums. Die Beantwortung dieser Fragen mündet in einer Darstellung der methodologischen Herausforderungen einer an jugendkulturellen Gender-Praktiken interessierten Forschung.

Risky identity negotiation? The construction of masculinity and femininity in youth binge drinking

The contexts and practices of binge drinking can be regarded as a means to cope with some of the demands in young people's transition to adulthood, among them the development of gender identities. Drawing on own empirical material the article discusses the following questions that should be considered in a gender sensitive research on youth cultures: (a) binge drinking as a possibility for gender plays, (b) associated (re-)production of heteronormativity in the context of binge drinking and (c) the interconnection of both aspects in different functions alcohol consumption may have for young people. This discussion will be used to pose what the authors argue are fundamental methodological challenges of youth culture studies interested in gender practices.

1. Einleitung

Surveydaten zum Alkoholkonsum (BZgA 2008; Hibell et al. 2009; Lampert/Thamm 2007; Richter et al. 2008) zeigen, dass die Trinkpraktiken von Jungen und Mädchen, vor allem aber ihre Motive und Begründungsmuster für den Alkoholkonsum immer ähnlicher werden und sich weniger zwischen als innerhalb der Geschlechtergruppen unterscheiden. Dies wird in einem ohnehin medial angeheizten Diskurs zu Jugend und Rauschtrinken (Litau 2011) zu einem eigenen Skandalon und offenbart damit genderbezogene Normalitätszuweisungen, die hartes Trinken – wie viele andere Formen von riskanten Praktiken – bei Mädchen und jungen Frauen offensichtlich weit weniger vorsehen als bei Jungen und jungen Männern.

In diesem Forschungsbeitrag werden zunächst spätmoderne Notwendigkeiten der Identitätsarbeit ausgeleuchtet (2.), um dann körperbezogene jugendkulturelle Praktiken als Modi der Herstellung von Geschlecht einzuführen, was wiederum gendersensible Forschungsperspektiven und -fragen impliziert (3.). Dies liefert die Grundlage für eine systematische Aufarbeitung von Forschungsergebnissen, welche das Herstellungsmoment von Gender im Kontext des Rauschtrinkens fokussieren und in die wir ausgewählte Ergebnisse unserer eigenen qualitativen Studie zum Rauschtrinken von Jugendlichen (Stumpp et al. 2009) einordnen (4.). Abschließend werden die Relevanzen der Thematik des Rauschtrinkens für eine geschlechterreflexive Jugendforschung diskutiert und methodologische Erfordernisse einer an solchen jugendkulturellen Praktiken interessierten Forschung geklärt (5.).

2. Ent-Selbstverständlichungen und selbstverständliche Risiken: jugendliche Identitätsarbeit in der späten Moderne

Übergänge zwischen Jugend und Erwachsensein haben aus strukturellen Gründen ihre Selbstverständlichkeit verloren, und nicht zuletzt deshalb, weil sie reversibel und riskanter geworden sind, auch aus der Subjektperspektive eine neue Qualität bekommen (Stauber et al. 2007; Pohl et al. 2011). Das hieraus entstehende Planungs- und Orientierungsparadox kann als Symptom einer gesellschaftlichen Individualisierung angesehen werden, mit der gesellschaftlich zu bearbeitende Themen sukzessive in den Zuständigkeitsbereich der Individuen verlagert werden (Beck 1986; Böhnisch 2008), ohne dass sichergestellt wäre, dass diese auch auf die hierfür nötigen Ressourcen zurückgreifen können. Hierin ist auch der zentrale Mechanismus zu sehen, über den sich in spätmodernen Gesellschaften soziale Ungleichheit herstellt.

Dieser Diagnose, die inzwischen in der Jugendforschung weithin geteilt wird, entspricht auf entwicklungspsychologischer Ebene das Schwinden von Selbstverständlichkeiten der Identitätsentwicklung: So stellen sich Entwicklungsaufgaben eben nicht – wie es die klassischen Modellvorstellungen von Havighurst oder Erikson vorgesehen hatten – Schritt für Schritt, sondern müssen in biographischen Übergängen oft in widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten bewältigt werden. Dabei lassen sich genderbezogene Themen nicht auf eine Entwicklungsaufgabe reduzieren, sondern sind durchgängig zu bearbeiten (Helfferich 1994). In praktisch allen Lebensthemen, die Jugendliche und junge Erwachsene beschäftigen, steht damit *Identitätsarbeit* an (Keupp et al. 2006) – ein Konzept, welches wir hier favorisieren, weil es die normalisierte Anforderung in spätmodernen individualisierten Gesellschaften, sich nicht nur immer wieder begründen und entwerfen zu dürfen, sondern auch zu müssen, empirisch wie auch theoretisch aufgegriffen hat. Das Konzept der Identitätsarbeit hält in Erinnerung, dass wir es im Hinblick auf Identität mit etwas Beweglichem, Prozesshaftem, in Bearbeitung Befindlichen und Hybridem zu tun haben (Hall 1996). Die oft anstrengenden, aber auch kreativen Prozesse zeigen sich prototypisch auf den Bühnen jugendkultureller Selbstinszenierungen (Stauber 2004). Das Konzept der Identitätsarbeit ist *praxeologisch* und *interaktionsbezogen* angelegt: Identität *gibt* es nicht, sondern sie ist ein Konstrukt, das sich in der Interaktion mit anderen Wissens- und Erfahrungsräumen *herstellt*.

Dabei bleibt das Verhältnis zwischen Entwicklungsanforderungen und zur Verfügung stehenden Bewältigungsressourcen in riskanten Übergängen zum Erwachsensein stets prekär. Heranwachsende sind also – ohne Rücksicht auf diesbezüglich ungleiche Zugänge – auf *Fähigkeiten zur Selbstorganisation* (vgl. Keupp 2009) sowie auf *Selbstexperimente* (vgl. Sting 2008: 3) angewiesen; beides kann im Hinblick auf ihre Identitätsarbeit von höchster Relevanz sein (Beulich/Stauber 2011).

3. Geschlechtertheoretische Fundierung und die Bedeutung des Körpers

Geschlechterbezogene Identitätsarbeit ist immer auch Inszenierungsarbeit und -praxis (Villa 2007; Goffman 1977). Hiermit rückt der Körper als zentrales Inszenierungsmedium ins Blickfeld – gerade auch im Generationenbezug und gerade für Jugendliche, für die er vielleicht das letzte Medium einer kompromisslosen Handlungsfähigkeit darstellt (vgl. Wenzel 1986). Die Geschlechterforschung hat körperbezogene Praktiken schon lange als relevantes Forschungsgebiet erkannt, nicht zuletzt, weil sich auf diesem Terrain gendertheoretische Gefechte um die Frage ‚Naturhaftigkeit versus Sozialität‘ von

Körper und Geschlecht abspielen. Schon 1977 hat Erving Goffman herausgearbeitet, wie Prozesse des ‚doing gender‘ durch eine Vielzahl institutioneller Arrangements ‚abgesichert‘ werden und so die soziale Kategorie ‚Geschlecht‘ gerade auch auf der Körperebene im Alltag präsent halten. Im Anschluss an ihn und an die frühen ethnomethodologischen Arbeiten Garfinkels zu Transsexualität haben Candace West und Don Zimmerman deutlich gemacht, dass auf allen drei von ihnen unterschiedenen Ebenen (Geburtsklassifikation (Sex); soziale Zuordnung zu Geschlecht (Sex-Category); Validierung der Geschlechtskategorie in Interaktionsprozessen (Gender)) Geschlecht eine soziale Konstruktion ist (West/Zimmerman 1987) und somit kein Merkmal von Personen, sondern von sozialen Situationen (vgl. Gildemeister 2004).

Für eine gendertheoretisch sensible Jugendkulturforschung heißt das: Statt darauf zu fokussieren, inwiefern Mädchen und junge Frauen in Jugendkulturen vorkommen bzw. wie sie was im Unterschied zu Jungen praktizieren, geht es darum zu schauen, *wie* Jugendliche in ihren jugendkulturellen Selbstinszenierungen ‚Geschlecht‘ herstellen. Im Rahmen von riskanten Verhaltensweisen können hieran anschließende Fragen wie folgt lauten:

- Wie wird mit Männlichkeit und Weiblichkeit gespielt, wie wird also das Rauschtrinken als Möglichkeit für Inszenierung von Geschlecht genutzt?
- Wie reproduzieren und bestätigen solche Selbstinszenierungen im Kontext des Rauschtrinkens gleichzeitig Heteronormativität und mit welchen Folgen ist dies verbunden?
- Wie spielen diese Aspekte ineinander und in welcher Form werden sie dabei von Jugendlichen in ihrer Identitätsarbeit genutzt?

4. Gendersensible Forschung zu jugendlichem Rauschtrinken

In einer Reihe qualitativer empirischer Arbeiten werden unterschiedliche Aspekte von ‚doing gender‘ im (exzessiven) Alkoholkonsum von Jugendlichen aufgezeigt, welche bereits erste Annäherungen an die zuvor gestellten Fragen erlauben. Um diese genauer fassen zu können, werden wir im Folgenden insbesondere auf eigene Forschungsergebnisse eingehen, welche durch eine Aufarbeitung weiterer relevanter (qualitativer) Forschungsliteratur ergänzt werden. Hierfür haben wir in unserer Studie (Stumpp et al. 2009) ein qualitatives Forschungsdesign mit leitfadengestützten Einzelinterviews und narrativem Einstieg sowie ethnographische Feldbegehungen angewendet um subjektive und kollektive Sinnstrukturen des Rauschtrinkens herausarbeiten zu können. Dabei wurde – unter einer *salutogenetischen* Perspektive, welche objektiv riskanten und teils gefährlichen Verhaltensweisen subjektiven Sinn und

eine individuelle Funktion zugesteht – gefragt, *wie* Mädchen und Jungen das Rauschtrinken und die hiermit verbundenen *konsumtiven Praktiken* dazu nutzen, die Anforderungen und Zumutungen von Weiblichkeit und Männlichkeit zu bewältigen bzw. ihre eigenen Vorstellungen hiervon zu entwickeln. In Anlehnung an bestehende Forschung und Diskurse lassen sich die Erkenntnisse auf die oben benannten Fragen (nur) exemplarisch systematisieren.

Es zeigt sich, dass Gender nicht einfach das Trinkverhalten beeinflusst, sondern der Konsum an sich bereits als ‚doing gender‘ interpretiert werden kann. Nach Fiona Measham (2002) bietet der Kontext des Rauschtrinkens (wie auch anderer Drogenkonsum) abwechslungsreiche Räume für unterschiedliche Formen der Inszenierung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Im Hinblick auf die Frage, inwiefern und wie der Alkoholkonsum von einzelnen Jungen und Mädchen zur Profilierung eines (Gender-)Status bzw. als genderbezogene Selbstinszenierung genutzt wird, verweisen unsere Ergebnisse auf große Heterogenität innerhalb der Gendergruppen: Auf der einen Seite nahezu abstinente Mädchen, die das Verhalten ihrer betrunkenen Freundinnen peinlich finden, und die bewusst wenig trinken, um sich nicht in (unkontrollierbare) Situationen zu bringen bzw. zu einem Verhalten, das sie in nüchternem Zustand ablehnen würden und die deshalb im Gruppenkontext auf andere aufpassen:

„Ich passe eigentlich eher auf die anderen auf, würde ich jetzt mal sagen (...) Ja, weil ich brauche das nicht, dass ich dann nicht mehr weiß, was ich mache und ich kenne auch meine Freundin, ich weiß, dass die manchmal zu viel trinkt und auf die passe ich eigentlich auf (...) Ja, dass sie halt keinen Blödsinn macht, weil die rennt dann irgendwo dumm in der Gegend rum und dann gucke ich auch, dass sie nach Hause kommt, einfach, dass sie keinen Blödsinn macht, auch mit irgendwelchen Jungs dann, die auch schon etwas angetrunken sind (...) Ja, die können halt irgendwann in der Ecke landen und Geschlechtsverkehr haben oder so, ich weiß es nicht, oder sie kann von der Bahn überfahren werden, wenn sie allein nach Hause läuft oder von jemand überfallen, da gucke ich dann schon.“ (Alexandra, 14: 145-165)

Auf der anderen Seite junge Frauen, die den Status, den sie sich in der Gruppe verschafft haben, am exzessiven Trinken, am Immer-mehr-vertragen-können, und dem hiermit verbundenen Erfahrungsvorsprung in Sachen Rauschkompetenz festmachen, und denen gerade die Markierung eines Unterschieds zum ‚normalen Mädchenbild‘ für ihre subjektive Interpretation von Weiblichkeit dient.

„Zum Beispiel ich bin die, die voll viel trinkt und die anderen Mädchen sind halt nicht so, ich gehöre mehr zu den Jungs, weil ich bin einfach so und die Jungs trinken halt mehr. Die anderen die sind dann weg, die sind immer so, mindestens eine Flasche und dann weg.“ (Maria, 16: 371-374)

Eine ähnliche Heterogenität zeichnet sich auch in der Gruppe der jungen Männer ab: Auf der einen Seite nahezu abstinente Jungen, die ein ambivalentes Verhältnis zum Alkoholkonsum haben, weil sie trotz ihrer Abstinenz fast

nur in stark trinkenden Gruppen verkehren. Auf der anderen Seite solche, die sich gerade über erhöhten Konsum Anerkennung verschaffen.

„Sind schon irgendwie die Kings, weil sie halt am meisten trinken und am meisten vertrauen (...). Also eigentlich haben sie nicht mehr Rechte, wenn man bestimmt, was man macht. Nur guckt man sie halt ein bisschen mehr, man hat halt ein bisschen mehr Respekt vor denen.“ (Ribery, 16: 1341-1342)

Genderkonstruktionen benötigen soziale Anlässe, Settings und Aktivitäten im Peerkontext, in denen sie eingeübt werden und in denen sich mit ihnen experimentieren lässt. Der Kontext des Alkoholkonsums schafft hierfür einen idealen Raum, denn er fungiert als Bühne und Spielraum für Selbstinszenierungen, welche wiederum genutzt werden (können), um Identitäten, Rollen(-konflikte), Szenezugehörigkeiten und Lebensstile, aber damit auch verbunden soziale Integration zu erkunden, zu erproben und zu konstruieren.

Erfahrungen mit Alkohol sind damit aber auch immer geprägt vom soziokulturellen Kontext des Konsums sowie von den hier jeweils entwickelten alkoholbezogenen Normalitäten (vgl. Settertobulte 2010). Diese fungieren als Orientierungsfolie wie als Reibungsfläche, an der es sich abzuarbeiten gilt. So setzen sich Jugendliche im Rauschtrinken häufig mit hegemonialen Gender-Skripten auseinander und reproduzieren bzw. bestätigen diese. Wie unsere Daten zeigen, dient Alkoholkonsum dabei der Positionierung. Die subjektiven Gewinne Jugendlicher scheinen hierbei vor allem in der Distinktion zu liegen – sowohl in der Distinktion von gleichaltrigen Jugendlichen wie auch von Erwachsenen. Die Positionierung findet aber auch über die subjektive Bearbeitung von Fragen nach geschlechterbezogener Identität statt, zum Beispiel über die Begründung, warum überhaupt Alkohol getrunken wird:

„Also Jungs denke ich halt, dass sie eher männlich sein wollen und Mädels vielleicht auch wegen dem Erwachsensein.“ (Marlen, 15: 911-912)

Maren Haag (2007) hat in diesem Zusammenhang eine Studie zu ‚binge drinking‘ als sozialer Inszenierung vorgelegt, in der sie auf der Basis von Gruppendiskussionen mit rauscherfahrenen jungen Frauen in Großbritannien sowohl Bestätigungen genderbezogener Hierarchien als auch Überschreitungen stereotyper Weiblichkeitszuweisungen feststellt, die gerade in den Identitätsdarstellungen auf eigenwillige und widersprüchliche Positionierungen in Bezug auf die ‚ladette culture‘¹ verweisen. Was normalerweise als atypisches feminines Verhalten angesehen wird, wird im sozialen Kontext des (exzessiven) Trinkens also ‚normalisiert‘ und erlaubt, und animiert oder privilegiert bestimmtes Verhalten (Measham 2002). Dabei werden die Geschlechter von den Jugendlichen selbst diskursiv unterschiedlich konstruiert, wie Sara

1 Ladette als weibliche Form der lads, informeller Gruppen junger Männer aus dem Arbeitsmilieu der 1960er Jahre in England, deren widerständige, gewaltbereite und provokante Praktiken etwa Paul Willis zum Anlass seiner Studie „Learning to Labour“ (1977) genommen hat.

Landolt (2009) in ihrer Studie zu Geschlechterkonstruktionen in Gruppendiskussionen Schweizer Jugendlicher über Alkoholkonsum zeigen konnte. Landolt stellt heraus, dass vor allem weibliches Trinkverhalten für Jugendliche erklärungsbedürftig erscheint, wodurch die Bedeutung und Aufmerksamkeit in geschlechtergemischten Gruppenkontexten deutlich verschoben wird. Mädchen stehen so vor der Herausforderung, trinken zu müssen um dazuzugehören, dürfen aber gleichzeitig nicht zu betrunken sein, um ihre Vorstellung von Weiblichkeit nicht zu gefährden. Männliches Trinkverhalten erfordert dagegen keine spezielle Erläuterung und wird als normales Verhalten klassifiziert. Dies untermauert auch die Studie von Harnett et al. (2000), die ein empirisch basiertes qualitatives Übergangsmodell von männlichen Trinktypen vorschlagen, welches gleichzeitig die Orientierung des Trinkens und seine Beeinflussung durch allgemeine Lebensumstände nachzeichnet.

Jugendliche stehen also immer vor der indirekten Herausforderung, durch ihre Konsumpraktiken heteronormative Vorstellungen zu be- und verarbeiten und sie damit aber auch immer wieder zu reproduzieren bzw. zu bestätigen. Die Bewältigung dieser Aufgabe scheint nicht einfach zu sein, zumal normalitätsdistinkte Gender-Konstrukte im Sinne eines „doing gender differently“ nicht immer gleichermaßen gratifiziert werden. Ist die Anerkennung normalitätsdistinkten Verhaltens von Mädchen prekär, so auch das der Jungen, sobald sie den Variationsraum Geschlecht öffnen:

„(...) die Pummeligen, die meistens so ernst sind, wenn sie nüchtern sind. Wenn die dann dicht sind, sind die so süß. Wie kleine Kinder. Und reden dann auch noch so. So wie ein Baby und dann lachen die auch wie ein Baby. Dann sage ich: ‚Ich habe dich so lieb‘. Dann werden sie wie ein Mädchen, das ist dann so süß. Aber danach wenn sie nüchtern sind: ‚Was willst du? Ich bin ja so ein harter Typ‘.“ (Steffi 17: 1056-1061)

So wird in diesem Zitat die Struktur der Geschlechterzuschreibungen nicht verlassen; die Veränderung des Verhaltens wird nicht als andere Version von Männlichkeit verbucht, sondern als Baby- oder Mädchensein. Auch Fürsorglichkeit kann offenbar von den Jungen kaum als Beitrag zu geschlechterbezogener Identitätsarbeit genutzt werden.

„Ich pass halt immer auf die anderen auf so. Ich hab die große Verantwortung, meistens irgendwie.“ (Orhan, 15: 23-24)

„Ja, ich find’s, manchmal denk ich mir auch so: ‚Ach, warum soll ich jetzt immer aufpassen?‘ Aber irgendwo find ich das schon besser so, halt. Weil ich ja sehe, im Prinzip, ich achte immer drauf und (...). Ja, das gefällt mir auch.“ (Orhan, 15: 473-483)

In den Gruppen finden sich diese Momente von gegenseitiger Verantwortlichkeit und Fürsorge bei Jungen wie bei Mädchen. Daher erscheint es wenig plausibel, dies im Sinne herkömmlicher Geschlechterrollenzuschreibungen als ‚weibliche Fürsorglichkeit‘ zu interpretieren. Fast alle qualitativen Arbeiten im Forschungsfeld verweisen auf die vielschichtige, v.a. ermöglichende Rolle von Alkohol in Zusammenhang mit geschlechterbezogener Identitäts-

arbeit, wie etwa Jakob Demants (2009) Auswertung von Fokusgruppeninterviews auf Basis der Actor-Network-Theory von Bruno Latour. Danach wird Alkohol zu einem ‚actant‘ in einem Netzwerk und kann dadurch zu einem ‚facilitator‘ für den Beginn von romantischen Beziehungen werden und so auch (entgegen stereotyper und praktizierter Vorstellungen) eine Möglichkeit darstellen, als junge Frau hierbei eine aktivere Rolle zu übernehmen. Auch in unserer Studie zeigte sich, dass in den informellen Gruppen, in und mit denen die von uns befragten Jugendlichen ihre Freizeit strukturieren, Alkohol als *Katalysator für Interaktion und Kommunikation* fungiert. Geschichten rund um das Trinken, aber auch Verhaltensoptionen und mögliche Alternativen werden innerhalb der Gruppe diskutiert und ausgehandelt, schlagen sich in differenzierten Regeln, Ritualen und Verhaltensnormen nieder und konstituieren in gewisser Weise die Gruppe bzw. strukturieren ihre gemeinsam verbrachte Zeit. Hierbei geht es vor allem um Fragen der Übernahme von Verantwortung, aber auch um Fragen des respektvollen Umgangs in den Geschlechterbeziehungen. Die Praxis des Trinkens generiert somit selbst Relevanzen, indem sie den Stoff liefert, mit dem sich die Gruppen auseinandersetzen.

„Zum Beispiel Trinken ist auch ein Gesprächsthema, wenn man, weil, du warst ja am Wochenende wieder besoffen oder so und du hast wieder nur noch rumgelegen und so (...) Dann lacht man da drüber und ja, amüsiert sich halt. So in etwa, wer wieder besoffen war und Scheiße gebaut hat. Nackt durch die Stadt (...) und solche Aktionen.“ (Trash, 17: 1027-1033)

Betont wird von den Jugendlichen auch, dass nur mit einem bestimmten Alkoholpegel die Anforderungen von Lockersein bewältigbar erscheinen:

„Zum Beispiel wenn ich jetzt trinke, dann habe ich viel mehr Mut irgendwie zu tanzen oder die Mädels anzutanzten und alles.“ (Dimiter, 17: 453-455)

Der ‚ermöglichende‘ Charakter des Rauschtrinkens zeigt sich aber wiederum in ambivalenter Form: Den symbolischen Intentionen und Funktionen der Jugendlichen für ihre (geschlechtliche) Inszenierung und Positionierung in der Peergruppe und Gesellschaft stehen die (negativen) körperlichen und sozialen (Aus-)Wirkungen des Alkohols entgegen. Dabei wird die Angst vor sexueller Gewalt im Kontext des durch Rauschtrinken entstehenden Kontrollverlusts fast nur von Mädchen thematisiert. Die Konsequenz daraus ist für Mädchen nicht, weniger oder nichts zu trinken bzw. sich von rauschtrinkenden Kontexten fern zu halten (was die These einer Synchronisierung der Konsummuster bei den Geschlechtern bestätigen würde), sondern besondere Vorsichtsmaßnahmen zu treffen (insbesondere in Zweier-Arrangements mit einer bzw. *der* guten Freundin).

„Meine Schwester, die wurde vor einem Monat vergewaltigt wegen Alkohol hier im H.. Die war übelst dicht und der Typ hat sie einfach gepackt und hat sie vergewaltigt und seitdem tue ich schon gucken, mit was für Leuten ich zusammen bin, auch dass die Leute auf

mich auffassen, wenn ich betrunken bin und so. Aber meistens ist meine Schwester dabei, ab und zu, oder meine beste Freundin, sonst gehe ich nicht raus trinken. (...), also ich gucke schon, was für Leute und so.“ (Sandra, 16: 268-279)

Dies kann als weiteres Beispiel dafür gewertet werden, dass ein ‚typisch weibliches Trinkverhalten‘ nahezu unmöglich zu bestimmen ist, da es sozial-kontextuell zu fassen wäre und die durch Selbstinszenierungen neu entstehenden geschlechtlichen Abgrenzungen und Freiräume bzw. individuelle und kollektive geschlechtliche Neubewertungen berücksichtigt werden müssten.

Wie Jakob Demant und Jukka Törrönen (2009) anhand von Fokusgruppeninterviews mit dänischen und finnischen Jugendlichen gezeigt haben, spielt dennoch gerade die aktivierende oder ermöglichende Funktion des Alkohols für die geschlechterbezogene Identitätsarbeit junger Erwachsener eine wichtige Rolle. Dies vor allem, weil hierdurch Räume für soziale und körperliche Formen des Überschreitens gegebener Vorstellungen von Gender, Alter und Styles entstehen, respektive dafür, Selbstdarstellungen und Inszenierungen spielerisch zu erweitern.

„Ja, ist unterschiedlich. Je nachdem wie man trinkt. Aber so, das letzte Mal war ich gut dabei und die anderen halt auch und da geht’s dann halt schon zur Sache, da hängt man aneinander und man sieht irgendwelche rumknutschen was eigentlich auch Geschwister sein könnten so von der Freundschaft her. (...) ja gut, es kam auch schon vor, äh, dass letztes Jahr an Silvester, da habe ich aus Versehen mit nem Typ rumgemacht, aber da waren wir beide richtig hacke zu und das war dann halt schon einmalig. Das kommt halt schon vor.“ (Peter, 16: 7-16)

Diese beispielhafte Erwähnung von homosozialen Begegnungen dokumentiert in der Betonung des Einmaligen einerseits den starken Bezug auf die (heterosexuelle) Normalität, andererseits jedoch in der diese Sequenz abschließenden Coda „Das kommt halt schon vor“ den durch den Alkohol gelockerten Normalitätsrahmen. Es ist genau diese Ambivalenz zwischen einem Festhalten an und einem versuchsweisen Aufbrechen von Heteronormativität, die hier spannend ist.

Auf der Folie der anhaltenden Angleichung von geschlechtstypischem Trinkverhalten zeichnen Demant und Törrönen eine ‚Feminisierung‘ der (skandinavischen) Trinkkultur nach, die nicht nur durch ein Aufholen und durch die Annäherung an eine gleichberechtigte Teilhabe junger Frauen am Freizeitverhalten und Drogenkonsum gekennzeichnet ist (Measham 2002), sondern auch durch die Abkehr junger Männer von einem traditionell männlich konnotierten, auf hohe Trinkmengen ausgelegten, ‚heroischen Trinken‘. Abgesehen davon, dass die Autoren durch diese Begrifflichkeiten selbst ein ‚doing gender‘ praktizieren, scheint der spielerische Aspekt des Konsums dabei immer wichtiger zu werden und kann in Bezug auf gelungene Trinkerlebnisse als Zielvorstellung eines positiv konnotierten Rausches interpretiert werden, der gerade nicht von vornherein mit Geschlechterzuschreibungen einhergeht.

Die hier vorgenommene Analyse der Organisation und Praxis des Rauschtrinkens zeigt, *wie* sich darin stets auch Genderprozesse abzeichnen. Eine wichtige Rolle spielen hier der Raum- und Zeitbezug, die Sozialität und die Selbstbilder im Rahmen des Konsums, genauso wie die Erwartungen an und Auswirkungen von Alkohol. Quer hierzu liegt dabei für Jugendliche die Anforderung und Möglichkeit, sich kompetent in gemischt- und homosozialen Kontexten zu bewegen, sich kommunikationsfähiger und weniger gehemmt zu fühlen, soziale Interaktionen zu ermöglichen und zu erleichtern und geschlechterbezogene Identitäten zu entwickeln. Um die oben gestellten Fragen aufzugreifen: Männlichkeit und Weiblichkeit wird in diesem Kontext ausprobiert, vorgelebt, anderen vorgeführt und bewertet. Diese Erfahrungen werden durch ihre Fokussierung auf den Kontext des Alkoholkonsums subjektiv erleichtert. Daher ist davon auszugehen, dass gerade diese und ähnliche Erfahrungen im Rahmen des Rauschtrinkens gesucht werden und aktive Handlungsprozesse darstellen, in denen (mit) Gender gespielt wird.

Durch die ritualisierte Organisation des Trinkens entstehen also geschlechterrelevante Inszenierungsmöglichkeiten von Verbundenheit und von Verbindlichkeit („meine beste Freundin passt auf mich auf“), von (anderer) Weiblichkeit („ich bin anders als die Mädchen, ich vertrag’ viel, ich gehöre eigentlich zu den Jungs“) und von (anderer) Männlichkeit (Fürsorglichkeit). Der Variationsraum Geschlecht scheint sich an manchen Stellen für die AkteurInnen zu öffnen, gleichzeitig ist die Frage, wie dies in den Wahrnehmungen der jeweils anderen aufgenommen und genderkonform re-kodiert wird. Die geschlechtlichen Selbstinszenierungen reproduzieren und bestätigen im Kontext des Rauschtrinkens Heteronormativität, genauso wie sich im Rahmen eines spielerischen Umgangs mit geschlechtlichen Selbstinszenierungen ein Abarbeiten an heteronormativen Vorstellungen vollzieht. Mit welchen Folgen dies für einzelne Jugendliche verbunden ist, ist auf Grund der Datenlage schwer zu beurteilen. Natürlich entstehen hier (wie anhand der Analyse gezeigt werden konnte) gewisse Freiräume, in denen heteronormative Schranken überarbeitet und situativ außer Kraft gesetzt werden. Wie gut diese Möglichkeiten genutzt werden können, um Männlichkeit oder Weiblichkeit eigenständig zu modellieren, bleibt gerade aufgrund der Sozialität von Rauschtrinken vorläufig unbeantwortet und erlaubt deshalb durchaus die Frage, ob Rauschtrinken und darin eingebettete geschlechtsbezogene Identitätsarbeit im Bourdieu’schen Sinne als eine ‚Strukturübung‘ und damit schlicht als normaler und normierender Teil ‚gegenderter‘ Adoleszenzentwicklung zu lesen sind (Meuser 2005).

5. Herausforderungen einer an jugendkulturellen Gender-Praktiken interessierten Forschung

Die hier vorgenommene erste empirische Annäherung an die oben skizzierten Fragen ist mit einer Reihe methodologischer Herausforderungen verbunden: So ist es schwer, Geschlecht jenseits von Kategorisierungen offen im Hinblick auf eine Vielfalt von Geschlechterpositionierungen zu formulieren, um zu vermeiden, dass Zweigeschlechtlichkeit unreflektiert in der Forschung reproduziert wird. Im Hinblick auf die Thematik des Rauschtrinkens als Gender-Inszenierungspraktik koppelt sich diese Herausforderung mit einer weiteren, die darin besteht, diskursiv und moralisch-normativ äußerst befrachtete Praktiken zu entdramatisieren, um zu erkennen, worum es hierbei den AkteurInnen geht. Eine gute Orientierung hierfür geben Arbeiten, in denen riskante Praktiken unter der Perspektive eines subjektiv sinnvollen Verhaltens (vgl. Litau 2011), der Herausbildung sozialer Rituale (Sting 2008) und des Erwerbs von Risikokompetenz (Franzkowiak 1996) interpretiert werden.

Methodisch bedeutet dies, subjektorientierte Forschungsdesigns zu erarbeiten, die in der Lage sind, die Praktiken von Jugendlichen, wie auch die unterschiedlichen Bedeutungszuweisungen zu erkennen. Gender ist hierbei immer als Vollzugswirklichkeit zu interpretieren (Hirschauer 2004). So sehen wir auch in unserem Material, dass Jugendliche sich mit ihren Gender-Artikulationen quasi automatisch dominanten Gender-Diskursen stellen müssen und hierbei erst Geschlechter(zuschreibungen) vollziehen. Sie befinden sich mit ihren Praktiken immer auf einer sozialen Bühne, suchen diese Bühne der Selbstinszenierungen ja oft auch (Stauber 2004), und werden dabei immer interpretiert, ob sie wollen oder nicht. In diesen Interpretationen kann es zu Verwechslungen kommen – etwa der Art, dass soziale Praktiken mit einer Intentionalität aufgeladen werden, die sie für die Betreffenden nicht haben, oder umgekehrt: dass der Sinn, mit dem AkteurInnen subjektiv oder kollektiv Handlungen aufladen, in deren Interpretation als soziale Praktiken unterschätzt wird. Die methodologische Konsequenz hieraus ist zum einen, riskante Praktiken so ergebnisoffen wie möglich als Modi der Identitätsarbeit zu rekonstruieren und zum anderen, den Versuch zu unternehmen, über die schiere Momentaufnahme von Einzelinterviews hinauszugehen.² Erst dann können die biographischen Folgen bestimmter Praktiken genauer rekonstruiert werden, auch in ihrem Geschlechterbezug.

2 Im Rahmen einer dreijährigen DFG-Förderung führen wir an der Universität Tübingen z.Z. eine longitudinale Folgestudie durch, in der es darum geht, die Wege Jugendlicher in und aus dem Rauschtrinken nachzuzeichnen, indem gleichermaßen die biographischen Entwicklungen der Jugendlichen und die Entwicklungen ihrer Gruppenkontexte in den Blick genommen werden.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Beulich, Florian/Stauber, Barbara (2011): Risikoverhalten und Risikolagen junger Frauen und Männer: Forschungsergebnisse zum Rauschtrinken Jugendlicher als Bewältigungsstrategie. In: Krekel, E. M./Lex, T. (Hrsg.): Neue Jugend? Neue Ausbildung? Beiträge aus der Jugend- und Bildungsforschung. Bielefeld: BIBB, S. 49-62.
- Böhnisch, Lothar (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2008): Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2008. Alkohol-, Tabak- und Cannabiskonsum. Erste Ergebnisse zu aktuellen Entwicklungen und Trends. Köln: BZgA.
- Demant, Jakob (2009): When Alcohol Acts: An Actor-Network Approach to Teenagers, Alcohol and Parties. In: *Body & Society* 15, 1, S. 25-46.
- Demant, Jakob/Törrönen, Jukka (2009): Changing drinking styles in Denmark and Finland. The feminization of Scandinavian drinking cultures. Vortrag im Rahmen des 35. Annual Alcohol Epidemiology Symposiums der Kettil Bruun Society (KBS) in Kopenhagen, Juni 2009 (unveröff.).
- Franzkowiak, Peter (1996): Risikokompetenz – eine neue Lektorientierung für die primäre Suchtprävention? In: *Neue Praxis* 26, 5, S. 409-425.
- Gildemeister, Regine (2004): Doing Gender – Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung 2004*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 132-140.
- Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. In: *Theory and Society* 4, 3, S. 301-331.
- Haag, Maren (2007): Binge Drinking als soziale Inszenierung. Zur vergeschlechtlichten Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums. Freiburg i. Br.: Fördergemeinschaft wissenschaftlicher Publikationen von Frauen.
- Hall, Stuart (1996): Introduction: Who needs „identity“? In: Hall, S./Du Gay, P. (Hrsg.): *Questions of cultural identity*. London: Sage, S. 1-17.
- Harnett, Robert/Thom, Betsy/Herring, Rachel/Kelly, Moira (2000): Alcohol in Transition: Towards a Model of Young Men's Drinking Styles. In: *Journal of Youth Studies* 3, 1, S. 61-77.
- Helffferich, Cornelia (1994): *Jugend, Körper und Geschlecht*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hibell, Björn/Guttormsson, Ulf/ Ahlström, Salme/Balakireva, Olga/Bjarnason, Thorroddur/Kokkevi, Anna/Kraus, Ludwig (2009): *The 2007 ESPAD Report – Substance Use Among Students in 35 European Countries*. Stockholm: The Swedish Council for Information on Alcohol and Other Drugs (CAN).
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper: Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, K.H./Reuter, J. (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 73-91.
- Keupp, Heiner (2009): Riskanter werdende Chancen des Heranwachsens in einer grenzenlosen Welt. http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_09_linz_text.pdf [Zugriff: 24.04.2011]

- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt.
- Lampert, T./Thamm, M. (2007): Tabak-, Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 50, 5-6, S. 600-608.
- Landolt, Sara (2009): „Männer besaufen sich, Frauen nicht“: Geschlechterkonstruktionen in Erzählungen Jugendlicher über Alkoholkonsum. In: Binswanger, C./Bridges, M./Schnegg, B./Wastl-Walter, D. (Hrsg.): Gender Scripts Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 243-264.
- Litau, John (2011): Risikoidentitäten. Alkohol, Rausch und Identität im Jugendalter. Weinheim: Juventa.
- Measham, Fiona (2002): „Doing gender“ – „doing drugs“: conceptualizing the gendering of drugs cultures. In: Contemporary Drug Problems 29, 2, S. 335-373.
- Meuser, Michael (2005): Strukturübungen. Peergroups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechtshabitus. In: King, V./Flaake, K. (Hrsg.): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein. Frankfurt a.M.: Campus, S. 309-323.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (Hrsg.) (2011): Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Veränderte Übergangsverläufe, strukturelle Barrieren und Bewältigungsstrategien. Weinheim: Juventa.
- Richter, Matthias/Hurrelmann, Klaus/Klocke, Andreas et al. (Hrsg.) (2008): Gesundheit, Ungleichheit und jugendliche Lebenswelten. Ergebnisse der zweiten internationalen Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO. Weinheim: Juventa.
- Settertobulte, Wolfgang (2010): Die Bedeutung von Alkohol und Rausch in der Lebensphase Jugend. In: Niekrenz, Y./Ganguin, S. (Hrsg.): Jugend und Rausch. Interdisziplinäre Zugänge zu jugendlichen Erfahrungswelten. Weinheim: Juventa, S. 73-83.
- Stauber, Barbara (2004): Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale. Opladen: Leske + Budrich.
- Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.) (2007): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa.
- Sting, Stefan (2008): Jugendliche Rauschrituale als Beitrag zur Peergroup-Bildung. In: Bogner, R./Stipsits, R. (Hrsg.): Jugend im Fokus. Pädagogische Beiträge zur Vergewisserung einer Generation. Wien: Löcker, S. 139-147.
- Stumpp, Gabriele/Stauber, Barbara/Reinl, Heidi (2009): Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen. Berlin: Bundesministerium für Gesundheit.
- Villa, Paula-Irene (2007): Der Körper als kulturelle Inszenierung und als Statussymbol. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18, S. 18-26.
- Wenzel, Eberhard (Hrsg.) (1986): Die Ökologie des Körpers. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1, 2, S. 125-151.
- Willis, Paul (1977): Learning to labour: How working class kids get working class jobs. New York: Columbia University Press.